



Unser tägliches Brot gib uns heute

Leben in Fülle und Solidarität
30. Oktober 2015 Symposium
Fachtagung der EKD-Studie, Akademie des Sports Hannover

- Es gilt das gesprochene Wort -

Der Anfang. Eine andere Geschichte des Beginns:

Am Anfang stand der Weizen. Eigentlich war er nur ein relativ unbedeutendes Korn, das irgendwo am Ende der Welt zu finden war. Bis die Menschen den Weizen fanden, waren sie Jäger und Sammler. Es gab etwa 5 bis 10 Millionen Menschen weltweit.¹ Ungefähr so viele, wie heute in London leben. Viel Platz war auf der Erde. Ein Leben lang konnte man herumziehen und begegnete nur Menschen aus der eigenen Sippe. Für alle war genug da. Solidarität abseits der eigenen Gruppe war nicht nötig. Wir stellen uns das Leben ja immer sehr anstrengend als Jäger und Sammler vor. Wahrscheinlich ging es den Jägern und Sammlern aber deutlich besser als den ersten Bauern. Die Nahrung war abwechslungsreicher, es gab genug, man zog den großen Tierherden nach, man aß nur so viel, wie man gerade gebrauchte. Vorratshaltung war begrenzt, da man ja alles schleppen musste. Es war - so weiß man heute - eine erste Wohlstandsgesellschaft, ein Leben in Fülle.

Doch dann - vor etwa 11500 Jahren - entdeckte jemand diese merkwürdige Kornart: Weizen. Merkte, dass man sie aussähen kann und dass sie dann im nächsten Jahr wieder wachsen. Dann konnte man freilich nicht mehr umherziehen. Man ließ sich nieder, pflegte und schützte seine kleinen Weizenfelder. Yuval Harari, ein israelischer Autor, Dozent für Geschichte bringt diesen Vorgang in seiner kurzen Geschichte der Menschheit auf die schöne Formel:

„In Wirklichkeit waren es diese Pflanzen, die den Homo sapiens domestizierten, nicht umgekehrt.“²

Und dann beschreibt er die landwirtschaftliche Revolution aus der Sicht des Weizens: „Vor zehntausend Jahren war der Weizen nur eines von vielen Wildgräsern, das nur im Nahen Osten vorkam. Innerhalb weniger Jahrtausende breitete er sich von dort über die gesamte Welt aus. In Regionen wie dem Mittleren Westen der Vereinigten Staaten, wo vor zehntausend Jahren noch nicht ein einziger Weizenhalm wuchs, kann man heute Hunderte Kilometer fahren, ohne eine andere Pflanzenart zu sehen. Weltweit sind 2,25 Millionen Quadratkilometer

¹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Weltbev%C3%B6lkerung>

² Yuval Noah Harari, Eine kurze Geschichte der Menschheit, München 2015, 105 (Originalausgabe 2011 in Hebräisch).



mit Weizen und nichts als Weizen bedeckt!“³

Der Weizen, der eigentlich nur an einer Ecke der Welt vorkam, ist heute die Kulturpflanze mit der größten Ausbreitung weltweit.

Das ist tatsächlich zu einem gewissen Grade überraschend. Denn die Lebenswahrscheinlichkeit der ersten Bauern war deutlich geringer, als die der Jäger und Sammler. Aber die landwirtschaftliche Revolution brachte einen Vorteil: „Der Weizenanbau bedeutete mehr Kalorien pro Fläche, und das wiederum ermöglichte dem Homo sapiens, sich exponentiell zu vermehren.“⁴

Heute leben ca. 7,3 Milliarden Menschen auf der Welt. Und wir stehen mittlerweile vor der Frage, wie wir die Welt ernähren können und wollen und wie wir es tun, dass ökologische, ökonomische und soziale Faktoren in einen Gleichklang kommen.

1. Herausforderungen

Die Herausforderungen, vor denen wir als Teil der Weltgesellschaft stehen, sind immens.

Ein Weg in Welt der Jäger und Sammler führt nicht mehr zurück - ich fürchte auch, keiner von uns würde das überleben. Wir leben in einer globalisierten Welt. Lösungen für die großen Herausforderungen sind nicht mehr national zu finden, sondern nur noch international. Und die Herausforderungen liegen auf mehreren Ebenen. Und diese Ebenen sind komplex ineinander verschoben. Deshalb zuerst auch die Mahnung: Einfache Erklärungsmuster helfen wenig oder gar nicht. Weder die Rückkehr zu einem harmonischen Zustand mit der Natur - welchen meinen wir dann eigentlich - noch eine Steigerung der Erträge mit allen technischen und biochemischen Mitteln die uns zur Verfügung stehen, sind vernünftige Zukunftsmodelle.

³ Ebd.

⁴ AaO. 108.

Diagnose

Doch es beginnt mit der schmerzhaften Einsicht: Das Ausmaß des Hungers in der Welt ist ein Skandal. Jeden Tag wird das Menschenrecht auf Nahrung Millionen Menschen vorenthalten.

In der Studie wird dazu festgehalten: „Rein rechnerisch könnten die verfügbaren Nahrungsmittel auf der Welt für eine ausreichende Kalorienzufuhr aller Erdenbewohner ausreichen: Es werden zurzeit für jeden der mehr als sieben Milliarden Menschen auf der Erde 2.700 Kilokalorien pro Kopf und Tag erzeugt. Wenn in der Realität Menschen hungern, liegt dies an dem ungleichen Zugang zu den vorhandenen Nahrungsmitteln, der Vergeudung, dem Verlust und der Verwendung der Nahrungsmittel für andere Zwecke als für die menschliche Ernährung. Vor allem aber fehlt vielen Armen ein ausreichendes Einkommen, d. h., der ökonomische Zugang zu ausreichenden Nahrungsmitteln oder zu den Möglichkeiten, sie zu erzeugen. Die FAO [Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen] geht davon aus, dass die globale Landwirtschaft schon beim heutigen Stand der Technik zwölf Milliarden Menschen ausreichend ernähren könnte, wenn die Ernten möglichst effektiv als Lebensmittel eingesetzt würden.“ (S.22)

Multikausale Krise

Die blanken Zahlen zeigen: Die Herausforderungen, vor denen die Weltgemeinschaft steht, sind sehr hoch. Leben in Fülle wäre möglich, es mangelt an Solidarität. Im Grunde verhalten wir uns immer noch so als wären wir nur mit unserer Horde unterwegs. Das Problem ist nur: das können wir uns nicht mehr leisten. Eingebunden in die lange - oder besser rasant kurze - Geschichte des homo sapiens erleben wir: Der Mensch hat die Fähigkeit zu schöpferischem und zu zerstörerischem Handeln wie kein anderes Lebewesen. Und die Menschheit steht in der Verantwortung für die Zukunft ihrer Spezies und darin für die Überlebensfähigkeit auf diesem Planeten an einem Punkt, an dem sie entscheiden muss, welchen Weg sie gehen will.

Die EKD-Studie „Unser tägliches Brot gib uns heute“, um die es hier heute geht, benennt die Herausforderungen präzise. Grundlegend ist die Einsicht der Studie, dass die Welternährungskrise nicht mit wenigen Prozessen ausreichend beschrieben werden kann. Ein ganzes Bündel von Krisen kulminiert in der Welternährungskrise.

Von der EKD-Studie werden folgende Krisen benannt: die Finanzkrise, die Klimakrise, die Wachstumskrise, die Ressourcenkrise und die Governance-Krise. Was das agieren in dieser Krise so schwierig macht und einfache Lösungen verbietet, ist, dass diese multikausale Krisendiagnose auch nur multiperspektivisch einer Lösung zugeführt werden kann. Als politischen Handlungsfelder, die hier kooperieren müssen, nennt die Studie: die Handelspolitik, die Agrarpolitik der Entwicklungsländer, die Umweltpolitik, die Klimapolitik, die Entwicklungspolitik und die Sozialpolitik. Und das potenziert sich noch einmal, wenn man sich klar macht: nachhaltig lösen lassen sich diese Fragen nur, wenn sie international auf die Agenda kommen. Im Aufriss dieser Komplexität steckt eine der Stärken dieser Studien. Denn zugleich wird darin auch das oftmals so dogmatische „Schwarze Peter-Spiel“ in der Debatte über unsere Landwirtschaft aufgelöst. Die Sachlage ist viel komplexer, als man es in manchen Kommentaren oder in den Agenden der Schuldvorwürfe lesen oder hören kann. Doch eine solche Stärke des Papiers könnte schnell dazu verleiten, vor den konkreten Herausforderungen auszuweichen. Man kann jedes Problem so komplex und umfangreich schildern, dass es völlig unwahrscheinlich erscheint, eine Verbesserung herbeizuführen. Dazu darf es nicht kommen. Die verantwortlichen Personen und Institutionen, die Wirtschaftszweige oder eine Handelskette, die Landwirte oder Konsumenten, die Regierungen, die Liste der Verantwortlichen umgreift viele.

Diese Krisendiagnose macht ganz praktisch deutlich: wir dürfen es uns nicht zu einfach machen und etwa unsere konventionellen Landwirte beschimpfen. Nüchtern betrachtet stehen sie als Produzenten landwirtschaftlicher Güter ganz am Ende der Kette politischer Entscheidungen. Welche Wut und welcher Frust sich da in den letzten Jahren aufgebaut haben, konnten wir kürzlich bei der Demonstration in Hannover beobachten. Es geht hier um Fragen der Existenz und Nichtexistenz. Diese Fragen dürfen nicht auf den Rücken unserer Landwirte ausgetragen werden, sondern bleiben eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Es ist bedrückend, in welcher einsichtslosen Ignoranz diese Debatte teilweise in unserem Land geführt wird. „Je weniger ich weiß, umso schärfer kann ich urteilen“ scheint von vielen Seiten die Devise zu sein.

Im englischen und französischen ist Agrarkultur der Begriff, wenn es um Landwirtschaft geht. Landwirte, Bauern, Farmer, sie sind die ältesten Kulturschaffenden.

Ich sage das mit Anerkennung und Bewunderung. Wir müssen uns klar machen, bevor die ersten Steine für eine Kirche aufeinandergeschichtet wurden, bevor Wege gepflastert und Rathäuser gebaut wurden, prägten die Vorfahren schon die Kultur unseres Landes. Darum geht es bei der Zukunft der Landwirtschaft nicht nur um Tierhaltung, Lebensmittelproduktion,

um EU-Förderung und Investitionen, sondern auch im Besonderen um eine Kulturleistung. Ein Gemeinwesen wird ärmer, wenn die Landwirtschaft aus ihrer Mitte verschwindet. Doch wie wird diese Landwirtschaft gestaltet, gefördert, anerkannt? In welcher Verantwortung für das Gemeinwesen geschieht sie und wie werden die natürliche Umwelt aber auch die Fragen einer weltweiten Fairness und Solidarität betrachtet?

Ich merke, je mehr ich davon rede, desto mehr wächst das Gefühl, dass wir in Gefahr stehen uns zu überfordern angesichts der Größe und Komplexität der Aufgabe. Gleichzeitig wird mir aber auch deutlich, dass wir keine andere Möglichkeit haben als uns dieser Aufgabe zu stellen - erst einmal jeweils an unserem persönlichen Ort, dann aber auch gesellschaftlich und global.

2. Verantwortung der Kirche

Der Kirche als Institution und Organisation kommt in dieser Frage eine besondere Rolle zu. Sie ist nicht nur Konsumentin, sondern als Besitzerin und Verpächterin von großen Landflächen trägt sie selbst Verantwortung mit, unter welchen Bedingungen Pflanzen angebaut und Tiere gehalten werden. Das ist ihre faktische Verantwortung. Sie versteht den göttlichen Auftrag, das Land zu bebauen und zu bewahren. In Niedersachsen verfügen Kirchengemeinden, wohl-gemerkt nicht die Landeskirche, über etwa 1,5% der zu bewirtschaftenden landwirtschaftlichen Fläche, die zumeist in lokalen Bezügen verpachtet ist.

Aus der christlich-jüdischen Perspektive die Welt zu betrachten, erwächst die grundsätzliche Haltung, sie als Schöpfung anzusehen, die uns nicht gehört, sondern die uns anvertraut ist. Dabei beschreibt die Studie schon in ihrem Titel eine Balance, die nicht leicht einzuhalten ist: „Neue Weichenstellung für Agrarentwicklung und Welternährung. Eine Studie für nachhaltige Entwicklung“. Die Gefahr, vor der wir gegenwärtig stehen, ist ja, dass sich die Agrarentwicklung so entwickelt, dass sie die Welternährung nicht leisten kann. Es ist ja durchaus in der Diskussion, ob eine rein ökologische Landwirtschaft in der Lage wäre, die Welternährung zu sichern.

Oder aber die Agrarentwicklung steht in Gefahr, die Schöpfung so auszubeuten, dass zwar kurzfristige Ernährungserfolge erzielt werden können, aber schließlich die gesamte Schöpfung in den Ruin treiben. Mit dem Terminus der „Nachhaltigkeit“ soll auf die hier geforderte Balance aufmerksam gemacht werden, eine Agrarentwicklung in die Wege zu leiten, die der Welternährung dient und dennoch nicht die Schöpfung zerstört. Darin liegt die höchst an-



spruchsvolle Aufgabe.

Klug nimmt der Titel der Studie die vierte Bitte des Vaterunsers auf: „Unser tägliches Brot gib uns heute“. Brot ist dabei sinnbildlich zu verstehen als Grundnahrungsmittel überhaupt. Es gibt viele Deutungen, wie diese Bitte zu verstehen ist. Wenn wir auf Jesus und seine Anhängerschaft schauen, spricht sehr viel dafür, diese Bitte wörtlich und materiell als die Bitte nach Brot zu nehmen. Jesus und seine Jünger waren unterwegs auf Wanderschaft. Sie lebten von dem, was ihnen an jedem Tag zukam. Den doppelte Hinweis auf den das *tägliche* Brot *heute*, würde ich dann so verstehen, dass es darum geht, dass genug für den jeweiligen Tag da ist. Es geht nicht ums Horten. Es geht nicht um Überfluss. Es geht nicht darum, die Zitrone bis zum letzten auszuquetschen. Es geht allein um das Lebensnotwendige. In diesem Sinne fordert die EKD-Studie auch eine „Ethik des Genug“ und das heißt zugleich eine „Ökonomie des Genug“.

Ich möchte eine persönliche Erfahrung an diesem Punkt einfügen.

„Lieber Gott, wir danken dir, dass wir heute wieder satt werden.“ Diese elf Worte sind vermutlich das kürzeste Gebet, das ich kenne. Und es ist das Gebet, das ich am häufigsten in meinem Leben gebetet habe. Von klein auf an waren diese elf Worte die Einleitung zum Mittagessen in meinem Elternhaus. Noch heute rieche ich die häusliche Küche bei diesen Worten, sehe am Samstag den Eierpfannkuchenberg auf dem Tisch stehen und wir vier Kinder drängeln uns auf der Eckbank. Und dann höre ich die wenigen, im Chor der Familie, gemurmelten Worte: „Lieber Gott, wir danken dir, dass wir heute wieder satt werden, Amen.“ Das „Guten Appetit“ des Vaters kam wie ein Echo auf das Amen gleich hinterher, fast so, als wäre es ein Teil des Gebetes.

Woher dieses Gebet kommt? Ich weiß es nicht genau. Es ist durch meine Mutter in die Familie gekommen. Ich weiß nur, dass in diesen wenigen Worten die bittere Erfahrung des Hungers nachklingt. „Dass wir heute wieder satt werden“. Meine Mutter hat nicht oft davon gesprochen. Sie wusste, dass wir Kinder es wussten und das reicht: Satt zu werden ist nicht selbstverständlich. Als Kind waren das Erzählungen aus einer anderen Welt. Dass man sich sehnte nach einem Laib Brot, dass Käse oder Wurst purer Luxus waren, dass man für das Essen etwas eintauschen musste. Für uns Kinder klang das unvorstellbar, schließlich konnte man doch alles kaufen. Später kamen andere Berichte hinzu und die Bilder von Menschen auf



dieser Erde, die Tag um Tag hungern.

Regelmäßig satt zu werden, so lernte ich, ist durch alle Jahrhunderte hindurch immer nur für eine Minderheit selbstverständlich gewesen. Noch niemals in der Geschichte sind alle Menschen satt geworden.

Aber, dass ich mich bis heute für das tägliche Essen bedanke, hat nichts mit irgendeiner historischen Belehrung zu tun, auch nichts mit den Fernsehbildern aus Katastrophengebieten, sondern allein mit diesem Gebet aus Kindertagen, das bis heute in meiner und meinen Geschwisterfamilien weiterlebt. Auch ohne dass ich jemals gehungert habe, ist das Mittagessen für mich ein Geschenk.

In diesen Worten sind drei Dinge aufgesagt: Gott - Ich - das Angesicht dieser Welt. In diesem Bezugsfeld lese ich die Studie. In diesem Spannungsbogen entwirft die Studie unser Weltverhältnis als eines, das sich den Wunden dieser Welt zuwendet. Aber diese Weltwahrnehmung eben aus der Begegnung mit Gott entwirft.

Wenn wir von einer Ethik des Genug sprechen, dann wird dieses „Genug“ ganz verschieden gehört. Wir hören dies im Sinne einer gesunden Selbstbeschränkung. Wir haben in der Tat mehr als genug. Die Existenz einer intensiven Tierhaltung ist trauriges Zeugnis von diesem Überfluss (bei so einem Satz fühlen sich die Landwirte natürlich gleich wieder am Pranger). Muss wirklich jeden Tag ein Stück Fleisch auf den Tisch? Diese Tierhaltung ist ein Spiegel des Konsumverhaltens. Und die Begründung, in Deutschland werden eben so-und-so viele Millionen Tiere verlangt, die wir billig zur Verfügung stellen müssen, ist kein ethisches Argument sondern folgt nur dem Diktat wirtschaftlicher Existenz auf Kosten der Schöpfung.

Auf der anderen Seite sind Regionen in dieser Welt, die noch lange nicht „genug“ haben. Sie haben auch ein Recht darauf satt zu werden. In diesem Sinne muss eine „Ethik des Genug“ auch verstanden werden als der konkrete Auftrag, Lebensbedingungen zu schaffen, in denen niemand mehr an Hunger leidet. Nun aber eben „nachhaltig“, d. h., dass nicht dieselben Fehler gemacht werden, die hier gemacht wurden.



3. Konkretionen

Was kann die Kirche nun konkret tun? Diese Frage lässt sich auf verschiedenen Ebenen bedenken.

Der Einzelne

Die Kirche das sind einzelne Christen. Die Rede „Man kann als Einzelner nichts tun“ stimmt nicht. Einen nachhaltigen Lebensstil kann man gerade umgekehrt nur selbst anstreben. Davon kann sich niemand entlasten mit Verweis auf „die“ Gesellschaft. Es fängt bei mir selbst an: welche Produkte ich kaufe, wie häufig ich Fleisch esse, wieviel Wasser ich verbrauche, für welche Wege ich das Auto nehme. Die Liste ließe sich beliebig verlängern. Hier ist jeder und jede Einzelne Konsument gefordert. Als Christ und als Christin bin ich gefordert, meinen Teil zur Bewahrung der Schöpfung dazu zu tun. Das ist der Auftrag, den wir von Gott bekommen haben.

Ich will aber auch auf eine Gefahr hinweisen, die ich in diesen Debatten oft wahrnehme. Vielfach macht es den Eindruck, als würde die Frage nach der Ernährung zu einer neuen Heilsfrage: Die Menschen, die sich angeblich besser ernähren, sind die besseren Menschen. Die Diskussionen zwischen Allesessern, Vegetariern und Veganern nehmen manchmal Formen an, die an die alten christologischen Streitigkeiten um den richtigen Heilsweg erinnern. Demgegenüber ist es auch unsere Aufgabe als Christenmenschen - so ernst wir die Aufgabe von Agarentwicklung und Welternährung auch nehmen - darauf zu achten, dass wir aus Vorletztem nicht Letztes machen. Umgekehrt ist es so: gerade, wenn wir wissen, dass es nicht um die letzten Dinge geht und wir von ihnen nicht das Heil erwarten, dann werden wir frei diese vorletzten Fragen kraftvoll anzugehen und sie zu gestalten.

So betrifft Nächstenliebe auch den fernen Nächsten. Eine Liebe, die nicht zur Tat wird, ist keine Liebe, sondern höchstens ein romantisches Gefühl. Eine Liebe, die zur Tat werden will, nimmt den anderen ernst und fragt ihn: „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“ (Mk 10,51; Bartimäus). Von den Hungernden dieser Welt bekommen wir den Auftrag: „Ich möchte satt werden.“ Ihnen sind wir in christlicher Nächstenliebe und Solidarität verpflichtet.

Die Kirche und die Gesellschaft

Die Kirche bringt als Institution viele Strukturen mit, um diese Nächstenliebe auch im großen Stil zu organisieren. Traditionell oblag der Kirche die Armenfürsorge. Wenn sie sich jetzt eine nachhaltige Agrarentwicklung einsetzt, die einer gerechten Welternährung dient, dann steht sie in dieser Tradition.

Ausgehend von der Studie möchte ich drei Handlungsfelder nennen.

a) Einüben in den Gabe-Charakter des Lebens

Grundsätzlich stehen unsere Haltungen zur Welt und unseren Mitgeschöpfen in Frage. Verstehe ich sie als in meine freie Verfügbarkeit gestellt oder verstehe ich sie als Geschöpfe mit einer Würde, die mir anvertraut sind als Gaben Gottes.

Wenn die Studie die vierte Bitte des Vaterunsers als Titel wählt, dann soll damit der grundsätzliche Gabe-Charakter der Schöpfung und der Geschöpfe deutlich gemacht werden. Wer dankbar empfängt, geht anders mit seiner Welt um. Das klingt den einen schon wieder viel zu fromm und ist doch eine so große Selbstverständlichkeit allen Lebens. Du bist nicht, der Du bist durch dich selbst. So banal wie selbstverständlich ist diese Einsicht, die mit der Geburt beginnt und sich in vielerlei Hinsicht durch das ganze Leben zieht. In unserem Kirchenjahr kommt dem Erntedankfest selbst in städtisch geprägten Regionen nach wie vor eine hohe Bedeutung zu. Auf dem Lande ist der Erntedankgottesdienst nach Weihnachten oft der am besten besuchte Gottesdienst im Jahr. Ich verstehe das so, dass es hier bei den meisten Menschen noch ein Bewusstsein für den Gabe-Charakter des Lebens gibt. Gerade unsere Landwirte erleben es jeden Tag, zum Beispiel auch darin, wie wichtig das Wetter für die Ernte ist - und eben auch wie unverfügbar. Es gibt noch ein Bewusstsein der Unverfügbarkeit in unserer Zeit, in der ja scheinbar alles jederzeit verfügbar ist. Gebet und Gottesdienst leben aus diesem Bewusstsein und prägen es selbst ein.

b) Kirche als Konsumentin

Die Kirche ist selbst Konsumentin und in ihrem Handeln Vorbild. Die Studie weist darauf hin: „Zu nennen sind hier etwa positive Ansätze im Bereich des fairen Handels wie das ökumeni-

sche Projekt für nachhaltige Beschaffung in Kirche und Diakonie/Caritas »Zukunft einkaufen« oder die EMAS- und »Grüner Hahn/Gockel«-Zertifizierungen sowie im ökumenischen Raum der Kirchen die gemeinsame Feier einer Schöpfungszeit vom 1. September bis 4. Oktober eines jeden Jahres.“ (165)

Aber ebenso klar wird gemacht, dass die Umsetzung dieser positiven Ansätze noch viel weiter ausgebaut werden muss. Aufgabe ist es, dass die Kirche zu einer „Agentin der Nachhaltigkeit“ (166) wird. Der nachhaltige Lebensstil muss selbst glaubhaft vorgelebt werden und nicht nur behauptet werden. Dass das von der Studie nicht nur für die pragmatische Handlungsebene gefordert wird, sondern als eine geistliche Haltung beschrieben wird, ist m. E. eine der großen Stärken dieser Studie.

c) Kirche als Akteurin

Am Ende der Studie werden sechs Handlungsdimensionen sowie Empfehlungen an die Kirche aufgeführt. Ich möchte einige davon benennen und glaube, hier wäre noch Platz für viele Erweiterungen.

1. Die Kirche ist parteiisch. Unmissverständlich macht die Studie deutlich, dass die „Option für die Armen“ (167) der Maßstab kirchlichen Handelns ist.
2. Die Missions- und Entwicklungswerke sind und bleiben sichtbarer Ausdruck davon, dass die Kirche sich ihrer Verantwortung für die Armen und die Verlierer der Globalisierung bewusst ist. Es ist eine Stärke der Kirche, dass sie selbst global wirkt.
3. Die Kirche muss auf ihrem Pachtland Sorge dafür tragen, dass für eine nachhaltige Bewirtschaftung gesichert ist. In den „Ethischen Leitlinien für eine nachhaltige Landwirtschaft“ von 2003 kann man nachlesen, wie das gehen kann.
4. Die Kirche muss als Teil der Zivilgesellschaft darauf hinwirken, dass gesetzgeberisch national wie international auf nachhaltige Agrarentwicklung zugunsten einer ausgewogenen Welternährung angestrebt wird. Die weltweite Kirche hat hier mehr Macht als sie momentan nutzt.



5. Kirche bietet Räume der Auseinandersetzung. Sie hat Erfahrungen mit dem Ringen um Wahrheiten. Ich weiß aus der Vergangenheit und Gegenwart, dass den Pastoren und der jetzigen Pastorin für die Landwirtschaft oftmals Dialoge gelungen sind mit Menschen, die nicht mehr miteinander reden.

6. Kirche lebt aus der Hoffnung. Resignation ist keine christliche Option. Auch kein „weiter so!“ Es wird ein mühsamer und anstrengender Weg bleiben, auf dem wir gehen, wenn es um eine weltweite Solidarität geht.

Wir leben im „Fühlen und Mitfühlen der Not des anderen“. Darin erkennen wir Jesus Christus selbst. „Was ihr getan habt, einen von diesen meinen geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.“ (Matth. 25, 40) Der Auftrag Jesu Christi führt uns in eine große Unbescheidenheit: „Es soll nicht bleiben, wie es ist.“ Diese Vision und unsere Wirklichkeit müssen sich überschneiden. Wie klug und weitsichtig, wie konsequent und praktisch wir an dieser Überschneidung arbeiten bezeugt, wie glaubwürdig wir Christus folgen.